

Was will uns dieses Verhalten sagen?

Herausforderndes Verhalten als kreativer Problemlösungsversuch bei Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen

Vortrag gehalten an der Tagung „Aktiv und kreativ im Leben“ (leben pur München u. Hamburg 2015)

Einleitung

Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung wirken in ihrem Verhalten nicht selten herausfordernd auf ihre Umwelt. Sie fallen auf, irritieren, stören, verletzen gängige Normen, missachten die Grenzen anderer. Dabei stoßen sie rasch auf Unverständnis, weil ihr Verhalten nicht in die gängigen Deutungsschemata passt, an denen wir uns im sozialen Miteinander orientieren. Rasch wird dann zu Zuschreibungen gegriffen, die das Verhalten mit der Person verknüpfen: „So verhalten sich diese Menschen eben oft.“, oder: „Das gehört halt zu dem Behinderungsbild dazu.“, als ob solche Aussagen etwas erklären würden – und als ob das Verhalten irgendeines Menschen losgelöst von seiner Umwelt betrachtet und verstanden werden könnte. Aber menschliches Verhalten steht immer in einem Zusammenhang, in dem organisch-körperliche Aspekte, psychische Umstände und die soziale Situation in einander greifen.

Leicht weckt die Verwendung einer bestimmten Bezeichnung die Vorstellung, damit würde ein eindeutiger Umstand bezeichnet. Dies gilt gerade für so vage Bezeichnungen wie „kognitiv beeinträchtigt“ oder „geistig behindert“, die meist relativ undifferenziert verwendet werden, selbst wenn man grobe Einteilungen nach „Schweregrad der Behinderung“ vornimmt, und wohl noch ausgeprägter, wenn wir von „schwerer“ oder gar „schwerster kognitiver Beeinträchtigung“ oder von „schwerst-mehrfachbehindert“ sprechen. Auch der unterschiedliche Definitionsumfang dieser Begriffe und ihrer Übersetzungen in verschiedenen Sprachen und Kulturen ist bekannt.

Aus einem heilpädagogischen¹ Ansatz heraus will dieser Vortrag versuchen, möglichst konkret-erfahrungsbezogen und nachvollziehbar darzustellen, wie Menschen, die als kognitiv beeinträchtigt bezeichnet werden, möglicherweise sich und ihre Welt erleben. Dies kann einen Deutungsrahmen eröffnen, in dem auch zunächst unverständliches, störendes Verhalten einen Sinn erkennen lässt. Es lässt sich begreifen als kreativen Versuch der betreffenden Personen, mit ihren Mitteln ihre Lebenssituation zu gestalten, erlebte Probleme zu lösen. Das Konzept soll zum einen das Gemeinsame deutlich werden lassen, das sie mit allen Menschen teilen, zum andern unmittelbare Annahmen erlauben, was ihnen wichtig sein könnte, wie sie sich vielleicht verstanden und adäquat angesprochen fühlen dürften.

Zu diesem Zweck soll an Themen erinnert werden, die in den ersten 18 Monaten des Lebens bei allen Menschen im Mittelpunkt gestanden haben, und die ihre Persönlichkeit dauerhaft auf unterschiedliche Weise prägen. Die Aussagen darüber bauen auf den Erkenntnissen von Piaget über die „sensomotorischen Phase“² der Entwicklung auf, weiter entwickelt durch neuere Einsichten der pränatalen und frühkindlichen Psychologie³ sowie der neueren Neuropsychologie⁴. In diesen Lebensweisen wird unser Umgang mit der Welt noch völlig oder überwiegend von dem bestimmt, was sich mit den Sinnen („senso“) aufnehmen und mit Bewegung („motorisch“) beantworten lässt. Was man nicht unmittelbar spüren kann, hat hier kaum eine Bedeutung, da noch keine zureichenden inneren Vorstellungen von der Welt zur Verfügung stehen.

¹ ... für mich gleichbedeutend mit „ganzheitlichen“ – am Wohl des ganzen Menschen interessiert, der mir beruflich gegenüber steht.

² siehe Piaget 1975, auch Haisch 1988, Prekop 1990, Affolter 1992, Bigger 1993, Senckel 2010, Case 1999

³ siehe z.B. Flanagan 1963, Gross 1982, Stern 1979

⁴ siehe z.B. Bauer 2002, Spitzer 2000

Am Anfang steht Kommunikation.

Die Dynamik menschlicher Interaktion mit der Welt wird vom Wechselspiel geprägt zwischen Einflussnahme – „Ich passe die Welt mir an.“ bzw. bin darauf angewiesen, dass sie es tut – und Anpassung – „Ich passe mich an die Welt an.“, in Piagets Begriffen: „Assimilation“ und „Akkommodation“⁵. Erst das immer wieder neu einzupendelnde Gleichgewicht zwischen beiden Polen ermöglicht es, sich in der Umwelt zurechtzufinden. Es kennzeichnet bereits die vorgeburtliche Situation und setzt sich in der ersten Beziehung fort (Symbiose⁶). Jedes echte Lernen ist davon geprägt. Auf der neurologischen Ebene wird dieser Aspekt inzwischen eindrucksvoll durch neuere Erkenntnisse der Neuropsychologie bestätigt⁷.

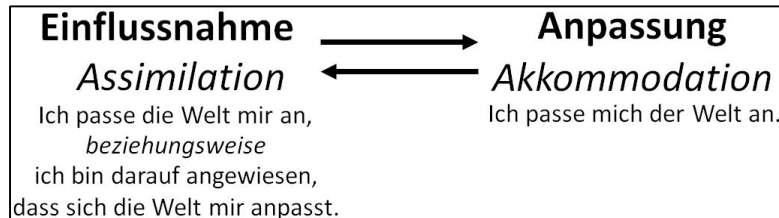


Abb. 1: Die Grunddynamik des Lernens: Das Wechselspiel der Kommunikation.

Doch dieses kommunikative Wechselspiel kann durch verschiedene Einflüsse und Erschwernisse schon früh belastet oder gar verhindert bzw. zerstört werden, was es dem Menschen wesentlich erschwert, seine Potenziale zu entfalten und zu nutzen. Ebenso kann im späteren Leben durch traumatische Ereignisse, durch Unfall, Krankheit oder im Verlauf eines Alterungsprozesses der Kreislauf der Kommunikation zum Erliegen kommen, und es gelingt manchmal nicht, ihn wieder aufzunehmen. Auch dann wird dies die Situation des betreffenden Menschen massiv beeinträchtigen, wieder oft zusätzlich zu einer eingetretenen körperlichen Erschwernis⁸.

Sensomotorische Lebensweisen

Mit Absicht soll hier von „Lebensweisen“ die Rede sein, nicht von „Phasen“ oder „Stufen“, Begriffe, die suggerieren, es handele sich dabei „lediglich“ um Durchgangsstadien mit dem Ziel, zum nächst „höheren“ Niveau zu kommen. Diese Fundamente unserer Persönlichkeit behalten auch für „Nichtbehinderte“ ihre Relevanz, und für viele beeinträchtigte Menschen machen sie ihr Leben überhaupt aus. Anstatt einer Treppe oder Leiter liegt das Bild eines Hauses viel näher: Es gibt sehr unterschiedliche Behausungen, ein Haus kann verschieden viele Stockwerke haben, je nach den konkreten Umständen seines Entstehens, und für seine Stabilität kommt es vor allem auf ein tragfähiges Fundament an. Und keiner lebt nur im obersten Stockwerk seines Hauses, nutzt nicht immer nur seine „höchst entwickelten“ Möglichkeiten, sondern man begibt sich immer wieder in die tieferen Stockwerke, sieht dort nach dem Rechten, setzt den „Innenausbau“ fort, nimmt Reparaturen vor, oder nutzt einfach die Möglichkeiten, die sich da bieten.

Die einzelnen Themen sensomotorischer Lebensweisen sollen im Folgenden erläutert werden:

Einheit in Beziehung – Sicherheit – Vertrauen:

„Es ist gut, dass ich da bin! Ich bin in Sicherheit geborgen.“

(In der nicht behinderten Entwicklung im Vordergrund: In der Zeit vor der Geburt.)

Alle Menschen sind auf die Erfahrung angewiesen: „Ich darf da sein – ohne Bedingungen, gerade so, wie ich bin.“ Niemand will seine Lebensberechtigung erst verdienen müssen, indem er vorgegebene Bedingungen erfüllt, die er vielleicht gar nicht erfüllen kann. Kann sich ein Mensch auf dieses Angenommen-Sein nicht bedingungslos verlassen, wird er sich nicht frei den Herausforderungen des Lebens stellen können, sondern dieser Mangel überlagert alles, was er tut, und verbraucht viel von der Energie, die er eigentlich für seine tatsächlichen Lebensprobleme bräuchte.

⁵ siehe Piaget 1975

⁶ siehe Mahler, Pine, Bergmann 1994

⁷ siehe Bauer 2005, auch Bauer 2002, S. 87

⁸ siehe Mall 2004

In der Situation im Mutterleib erlebt das Kind lange Zeit kaum eine Trennung zwischen Innen und Außen: Keine Temperaturunterschiede zwischen dem eigenen Körper und der Umwelt, kein Warten auf Nahrung, kein Problem mit der Ausscheidung, kein Hell-Dunkel-Unterschied, an den es seinen Schlaf-Wach-Rhythmus anpassen müsste, durchdrungen von der Geräuschumwelt der Mutter. Es gibt allerdings auch keine Möglichkeit zur Distanzierung von der Mutter, selbst wenn das für das Kind hilfreich wäre: Ob Stress, Sorgen, Fehlernährung, Krankheitserreger, Medikamente, Drogen – all diesem ist das Kind gegebenenfalls ungeschützt ausgesetzt.

Schon hier wird ein Kind davon geprägt, wie die Mutter – und vermittelt über sie seine gesamte Umwelt – zu ihm steht. Im ungünstigen Fall wird es vielleicht schon belastet zur Welt kommen, vor allem, wenn noch manifeste physische Schädigungen oder massive psychische Belastungen dazu kommen. Evtl. ist es dadurch anfälliger für störende Einflüsse, die später zusätzlich eintreten mögen⁹. Und selbst im Erwachsenenalter spüren Menschen sehr sensibel, ob sie um unserer selbst willen angenommen werden und sich dies nicht erst verdienen müssen. Gezielt suchen viele Menschen „Einheitserfahrungen“ auf, im körperwarmen Wasser der Badewanne, im warmen Bett, in einer Liebesbegegnung, auf dem Berggipfel, im Meer, im Wald, in der Wüste, in einer Gruppe, in Glaube, Religion, Meditation, Mystik.

Gerade, wenn auch noch eine organische Beeinträchtigung vorliegt oder die Entwicklung nicht wie erwartet voran schreitet, wird es der Umwelt eines Menschen zusätzlich schwer fallen, bedingungslos „Ja!“ zu ihm zu sagen, und wenn dies doch gelingt, ist es oft hart erarbeitetes Ergebnis eines langen Weges der Auseinandersetzung mit dem Schicksal, geprägt von vielerlei Ambivalenzen. Doch wohl noch mehr als jeder von uns sind gerade diese Menschen auf die zuverlässige Erfahrung angewiesen, unvoreingenommen und selbstverständlich akzeptiert zu werden, damit sie all ihre Kraft nutzen können, die besonderen Herausforderungen ihres Lebens zu bewältigen.

Das Verhalten eines Menschen lässt oft Rückschlüsse zu, wie er sich in der Welt erlebt: Klinkt er sich aus der Realität aus, zieht sich auf sich zurück, schottet sich ab, zeigt sehr hohe Angstbereitschaft, muss sich ständig vergewissern, gibt sich überangepasst – oder kann er sich frei und ohne Angst dem Leben stellen? Ein sehr förderungsbezogenes Vorgehen mag dann rasch vermitteln: „Du bist nicht in Ordnung – ich bin noch nicht zufrieden mit dir, erst musst du noch dies und das lernen (vielleicht am besten: nicht mehr behindert sein), bevor ich dich so annehmen kann, wie du bist.“¹⁰ Das stellt ein unreflektiertes Verfolgen des Anliegens „lebenslanger Förderung“ durchaus in Frage¹¹.

Überleben – Sicherung der Vitalfunktionen:

„Ich bin mit dem Nötigen für Leib und Seele gut versorgt.“

(In der nicht behinderten Entwicklung im Vordergrund: Ca. während des ersten Monats.)

Lebenslang sind Menschen mit der Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse beschäftigt: Sie atmen, essen und trinken, scheiden aus, regulieren die Körperwärme, schlafen, sorgen für Schmerzfreiheit. Diese vitalen Bedürfnisse drängen sich nötigenfalls unerbittlich in den Vordergrund. Doch auch die Seele bedarf der Pflege: In psychischen Krisen sucht man Hilfe, um wieder Ruhe zu finden, in Schmerzen und Leid braucht es Trost. In den Armen eines zugewandten Menschen, der einen schaukelt und wiegt, oder auch in Klängen und vertrauten Gerüchen lässt sich Geborgenheit erleben.

Die ersten Lebenswochen eines Kindes sind geprägt vom Lebensnotwendigen, wozu auch das Wechselverhältnis von Assimilation und Akkommodation, der Aufbau der Symbiose zur ersten Bezugsperson¹² gehört. Kaum an vielen neuen Erfahrungen aus der Außenwelt interessiert, benötigt es vor allem Pflege und Beruhigung. Entsprechend kann ein sehr schwer beeinträchtigter Mensch sein Leben lang mit der Sicherung seiner Grundbedürfnisse beschäftigt sein, und er wird dann kaum bereit sein, sich auf weiter gehende Angebote und Forderungen einzulassen. Oder es gelingt ihm nicht, sich mit seiner Umwelt in

⁹ siehe Fröhlich 1982

¹⁰ Erschreckt stellten Mitarbeiter eines Wohnheims nach dem Tod eines Bewohners fest, dass er ja noch gar nicht mit seinem Förderplan fertig geworden war. Bis an sein Lebensende musste er erfahren, dass er noch nicht „fertig“, seine Umwelt mit ihm noch nicht zufrieden war (mündlicher Bericht). Was für ein Leben...!

¹¹ Sehr eindrücklich geht Niedecken 2003 auf diese Thematik ein.

¹² siehe Mahler, Pine, Bergmann 1994

stimmiger Korrespondenz zu erleben, womit ihm diese grundlegende Dynamik für weiteres Lernen fehlt und er sein Leben letztlich auf sich gestellt organisieren muss, nicht eingebunden in die lebendige Interaktion mit der Umwelt. Möglicherweise verlagert sich gerade die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse auf den körperlichen Bereich (z. B. Nahrungsaufnahme), den man eher selbst kontrollieren kann.

Auch gesunden und unbehindert lebenden Erwachsenen kann es jederzeit passieren, dass sich nach einem Unfall, einer schweren Erkrankung oder in Folge eines Altersabbaus dieses Thema wieder völlig in den Vordergrund schiebt. Dann geht es auch für sie in erster Linie darum, dass sowohl ihre körperlichen als auch ihre seelischen Grundbedürfnisse gestillt werden.

Den Körper in Bewegung erleben:

„Ich spüre meinen Körper, entdecke seine Möglichkeiten, erlebe mich lustvoll in Bewegung.“

(In der nicht behinderten Entwicklung im Vordergrund: Im ca. zweiten bis dritten Monat.)

Lust an Bewegung ist eine zutiefst befriedigende Erfahrung, aktiv bei Sport, Tanz oder körperlicher Betätigung, oder passiv in der Hängematte, auf der Schaukel, der Achterbahn, dem Karussell. Menschen genießen es, sich lustvoll zu spüren, das Zusammenspiel der taktil-kinästhetischen Sinnessysteme.

Auch das kleine Kind genießt es, getragen, geschaukelt, im Kreis geschwungen, sogar hoch geworfen und aufgefangen zu werden, im Vertrauen auf seine Eltern. Die Freude an der wachsenden Fähigkeit zur Körperkontrolle motiviert es zu lernen, wie man den Kopf gerade hält, mit der Hand den Mund findet, die Augen auf das Gesicht der Mutter ausrichtet und ihre Hand ergreift, die es berührt. Es genießt Massage, Baden, Abrubbeln, Kitzeln, und jede andere Gelegenheit, den eigenen Körper lustvoll zu spüren¹³. Wichtiger Teilaspekt dieser Lebensweise ist es, den Gebrauch der Sinnesorgane (der „Sinnesmodalitäten“) im Zusammenspiel mit der Motorik zu üben. Dabei kommt es wohl – das nötige Ur-Vertrauen vorausgesetzt – zu der grundsätzlichen Entdeckung, dass es „sich lohnt“, die Sinnesorgane als „Tor zur Welt“ zu nutzen.

Für manche beeinträchtigte Menschen bleibt ihr Leben hindurch die Anregung der Körpersinne von vorrangiger Bedeutung, indem sie zum Beispiel ihren Gleichgewichtssinn durch Schaukeln, sich Drehen oder andere Bewegungsabläufe reizen, überstarke Tastempfindungen suchen oder ihre Gelenke durch Überdehnen oder die Einnahme bizarrer Körperstellungen stimulieren. Auch bezogen auf die übrigen Sinnesorgane kann es zu Selbststimulation kommen. Manchmal, zum Beispiel in Situationen der Überforderung oder der Reizüberflutung, rücken diese Erlebnis- und Verhaltensweisen verstärkt in den Vordergrund – die Person scheint sich so aus der überfordernden Auseinandersetzung mit der Umwelt auf sich selbst zurückzuziehen. Manchmal scheint dies so weit zu gehen, dass sie ihre Sinnesorgane überhaupt nicht oder überaus selektiv zur Aufnahme umweltbezogener Reize nutzen, so dass sie sogar zeitweilig als blind oder taub diagnostiziert werden, obwohl sich keine organische Schädigung des Sinnesapparats finden lässt.

Bei anderen Personen sind es vor allem ihre motorischen Einschränkungen, die sie am Aufbau dieser Lebensweise hindern. Das hindert sie daran, aktiv zu werden, und schwächt ihre Ausgangsbasis, um die darauf aufbauenden Lebensweisen in der nötigen Breite zu erwerben, und so bleiben sie weiter – oft lebenslang – diesem Thema verhaftet.

Die Umwelt mit den Sinnen entdecken:

„Ich bin offen für Neues, kann mit meinen Sinnen genießen.“

(In der nicht behinderten Entwicklung im Vordergrund: Im ca. dritten bis achten Monat.)

Hat ein Kind seinen Körper und seine Sinne genügend beherrschen gelernt, und hat es genügend Vertrauen, sich unbekanntem Erfahrungen auszusetzen, geht es daran, seine Umwelt mit den Sinnen zu entdecken¹⁴. Es erkundet die Objekte seiner Umgebung und weiß bald, was ihm gefällt und was nicht. Seine

¹³ Entspricht in etwa Piagets „zweitem Stadium“ der „primären Zirkulärreaktionen“ (Piaget 1975, S. 57 ff); Haisch spricht von „erregungsgeleiteter Selbstbewegung“ (Haisch 1988, S. 21 ff), Prekop und Affolter von „modalitätss-“, bzw. „sinnespezifischer Stufe“ (z.B. Affolter 1987, S. 36; Prekop 1990, S. 56).

¹⁴ Entspricht in etwa Piagets „drittem Stadium“ der „sekundären Zirkulärreaktionen“ (Piaget 1975, S. 159 ff); Haisch spricht von „effektgeleiteter Betätigung“ (Haisch 1988, S. 31 ff), Prekop und Affolter von „intermodaler Stufe“ (Affolter 1992, S. 39; Prekop 1990, S. 57).

innere Welt der Vorstellungen baut sich aus (die sich wie bei allen sensomotorischen Erfahrungen in der entsprechenden Vernetzung der neuronalen Verarbeitungsstrukturen niederschlägt¹⁵). Es lernt, welche Eigenschaften die Objekte seiner Umwelt aufweisen, wozu auch die vertrauten Personen gehören¹⁶, und entwickelt Geschmacksvorlieben. Die meisten Menschen haben dann ihre Lieblings Speisen, gestalten die Farben und Klänge in ihrer Umgebung, achten auf die taktilen Eigenschaften der Dinge, suchen Wohlgerüche auf, vermeiden die Belästigung ihrer Sinne.

Ungenügende Bewegungsfähigkeit behindert die umfassende Entdeckung der Umwelt, es sei denn, andere helfen bei der Kompensation der Einschränkungen. Übermächtige Angst hemmt die Bereitschaft, sich neugierig und offen auf die Begegnung mit dem Unbekannten einzulassen. Man beschränkt dann vielleicht die Umwelterforschung auf wenige „stereotype“ Teilbereiche und vermeidet es so, von neuem überwältigt zu werden. Aber auch eine zu reizarme Umwelt oder Situationen der Reizüberflutung können dazu führen, dass die Erforschung der Umwelt ausbleibt und die Eindrücke von dieser Welt beschränkt, die innere Vorstellungswelt verarmt bleiben¹⁷. Wenn Menschen sich dann selbst mit immer den gleichen Sinnesreizen stimulieren, hat das eventuell den Sinn, dem Nervensystem wenigstens ein Mindestmaß an Reizzufuhr zu bieten, nach der es trotz allem verlangt.

Eigene Wirksamkeit erleben:

„Ich kenne mich aus und habe Einfluss, meine Gewohnheiten werden respektiert.“

(In der nicht behinderten Entwicklung im Vordergrund: Im ca. achten bis elften Monat.)

Es ist ein großer Schritt, wenn ein Mensch sein Vermögen entdeckt, auf seine Umwelt Einfluss auszuüben¹⁸. Das Kind schreit dann zum Beispiel nicht mehr nur als Reaktion auf frustrierende Erfahrungen, sondern setzt dies gezielt zur „Provokation“¹⁹ einer Reaktion von Mutter oder Vater ein. Es spielt mit diesen Reiz-Reaktions-Ketten, voller Erwartung, wie lange dies „funktioniert“, und wie groß sein Einfluss tatsächlich ist, wobei der Reiz oft mehr im Erleben der eigenen Wirksamkeit liegt als in dem konkreten Ziel der Handlungskette. Das Kind ist auf einen überlegenen und zugleich liebevollen Partner angewiesen, der Spielräume für Selbstbestimmung öffnet, aber auch klare Grenzen vermittelt²⁰.

Es kann abschätzen, „was kommt“: Auf das Spaziergehen freut es sich bereits beim Anblick der Jacke, gegen das Baden protestiert es bereits, wenn es das Wasser rauschen hört. Beim Hoppe-Reiter-Spiel wartet es voller Spannung auf den Höhepunkt im „Plumps“, oder am Ende des Fingerspiels auf das Kitzeln. Dabei bilden sich Erwartungshaltungen, wie auch Ansätze einer inneren Vorstellung von Raum und Zeit. Beim Verstecken und wieder Finden formt sich die Erkenntnis der Objekt Konstanz: Dinge und Menschen sind auch dann noch vorhanden, wenn man sie gerade nicht spürt, sieht oder hört. Will man als Fremder mit dem Kind in Kontakt kommen, wird man sich besser zunächst nach seinen Gewohnheiten richten, „sein Spiel mitspielen“. Wer es gleich mit den eigenen, neuen Ideen und Anregungen konfrontiert, wird kaum ein interessanter Spielpartner werden.

Die meisten Menschen strukturieren ihren Alltag gemäß ihren Gewohnheiten. Routinen und Rituale geben Sicherheit, manchmal bis hin zur Zwanghaftigkeit. Eine unvertraute Situation, sei es die neue Arbeitsstelle, die neue Wohnung nach einem Umzug, das Hotel am Urlaubsort, fordert dazu heraus zu ergründen, wie es hier läuft, wie die räumlichen, zeitlichen und ursächlichen Zusammenhänge sind.

¹⁵ siehe Vester 1996, S. 38 f, oder Spitzer 2000

¹⁶ So lässt sich das „Fremdeln“ nach etwa 8 Monaten als Resultat dieser gewachsenen Vorstellungskraft verstehen.

¹⁷ Damit korrespondiert wohl ebenso eine Verarmung der inneren, neuronalen Verarbeitungsstrukturen, die sich entsprechend der Art und Weise gestalten, wie der Mensch mit der Umwelt interagiert (siehe zum Beispiel die Abbildungen in Vester 1996, S. 38 f, sowie Spitzer 2000, Hüther 2001).

¹⁸ Entspricht in etwa Piagets „viertem Stadium“ der „Koordination der sekundären Verhaltensschemata und ihre Anwendung auf neue Situationen“ (Piaget 1975, S. 216 ff); Haisch spricht von „gewohnheitsgeleiteter Betätigung“ (Haisch 1988, S. 38 ff), Affolter und Prekop von der „serialen Stufe“ (Prekop 1990, S. 56 ff; Affolter 1992, S. 52 ff).

¹⁹ Lat. „pro-vocare“ heißt „hervor-rufen“: Es wird eine Wirkung hervorgerufen.

²⁰ Pörtner 2014 geht eindrucklich auf diese Dialektik von „Spielraum“ und „Grenzen“ ein.

Wenn es gelingt, etwas zu bewirken, eine neue Situation zu kontrollieren, sich als einflussreich zu erleben, schafft dies ein Gefühl der Befriedigung. Selbstbestimmung hat ihre Wurzeln in diesem Lebens-thema.

Behindert die eigene Beeinträchtigung oder eine bevormundende, einschränkende oder ambivalente Umwelt die Entdeckung der eigenen Wirksamkeit, mag dieser Mensch vielleicht zwar weiterhin „brav“, lenkbar und angepasst bleiben. Ihm fehlt jedoch eine wichtige Grunderfahrung zur Ausdifferenzierung seiner Persönlichkeit im Herauswachsen aus der symbiotischen Beziehungswelt. Gleichzeitig behindert dies zusätzlich seine intellektuelle Entfaltung, weil ihm wichtige Grundkonzepte für die Erkenntnis seiner Umwelt vorenthalten bleiben. So können evtl. zeitliche Strukturen nur ungenügend wahrgenommen werden, „später“ ist gleichbedeutend mit „nie“, warten zu müssen ist kaum auszuhalten. Manche ver-gewissern sich bezüglich der Abläufe durch ständiges Nachfragen, und es kann ihnen eine große Hilfe sein, wenn man Zeitstrukturen oder Handlungsketten visualisiert. Selbst wer solche Zusammenhänge schon oft miterlebt hat, kann Mühe haben, sie selbstständig ohne Begleitung „auf die Reihe“ zu bekommen oder gar auf neue Situationen zu übertragen. Lernen aus Erfahrung ist damit kaum möglich. Wird dies von der Umwelt nicht erkannt, kommt es rasch zu Überforderung.

Selbst wenn ein Mensch auf Grund seiner Beeinträchtigungen nur sehr wenige Handlungsmöglichkeiten hat, kann er ein Empfinden für die eigene Wirksamkeit entwickeln. Dann will er sich auch aktiv in seine Umwelt einbringen, und gibt sie ihm keine konstruktive Gelegenheit dazu, wird er dies wohl eher mit „störendem Verhalten“ tun, sei es mit schlichter Verweigerung, gezieltem „Provozieren“, oder im „ste-reotypen“ Einfordern immer der gleichen Dinge, bevor er sich in Resignation drängen lässt. Dies umso mehr, wenn er sich vielleicht ohnehin ständig übergangen und bevormundet erlebt, weil seine Umwelt schon immer bereits zu wissen meint, was er will, was er braucht, was er tun soll. Er will auch spüren, wie weit sein Einfluss reicht, und ob die aufgezeigten Grenzen wirklich verlässlich sind.

Dabei kann je nach Reaktion der Umwelt, die überstark eingrenzt oder aber unrealistisch nachgiebig oder von Ambivalenz geprägt ist, der subjektive Eindruck von Ohnmacht, von Omnipotenz oder von Verwirrung entstehen. Die Kontrolle der Umwelt über Zwänge und Rituale oder das Bestehen auf Gleichförmigkeit, auch durch „provokierendes Verhalten“ können dann den Sinn haben, selbst für die Klarheit der Strukturen zu sorgen, vielleicht aber auch, übergroße Angst vor Neuem abzuwehren und unvorhersehbare Situationen zu vermeiden. Letzteres kann ein Hinweis auf Schwierigkeiten bezüglich des Umgangs mit Zusammenhängen sein, ist vielleicht aber auch als Folge tiefer liegender Verunsicherungen bezüglich der Themen „Urvertrauen“, „Vitalfunktionen“ oder auch „Umwelt entdecken“ zu sehen.

Im Umgang mit diesen Menschen nehmen hier immer wieder Machtkämpfe und letztlich unlösbare Clinch-Situationen ihren Ausgang, wenn beide Seiten darauf bestehen, die Situation kontrollieren zu wollen. Es ist dann vermutlich aussichtsreicher, zunächst eine Atmosphäre kooperativer Gemeinsamkeit herzustellen, sich an den andern anzupassen, „sein Spiel mitzuspielen“, bevor versucht wird, die eigenen Konzepte einzubringen – sicherlich oft eine Gratwanderung und eine Herausforderung an die pädagogische Kompetenz des Umfelds.

Sich einbringen und teilhaben:

„Ich stelle mich dar und werde wahrgenommen, ich werde einbezogen und finde Modelle für mein Handeln.“

(In der nicht behinderten Entwicklung im Vordergrund: Im ca. elften bis achtzehnten Monat.)

Hat jemand eine gewisse Kompetenz im Umgang mit Zusammenhängen erworben und weiß, „wie es läuft“, nutzt er dies umgehend, um sich „ins Spiel“ zu bringen, indem er auf sich aufmerksam macht. Er äußert seine Wünsche, beobachtet, „wie es die andern machen“, und versucht es auch einmal auf diese Weise, lernt die relevanten Wörter und Bezeichnungen, damit man ihn versteht²¹. Es liegt ihm daran, beachtet zu werden, „eine Rolle zu spielen“, sich einbringen zu können. Er beteiligt sich gern an Tätigkeiten, die in seiner Umgebung als bedeutungsvoll angesehen werden, lässt sich Aufgaben übertragen

²¹ Entspricht in etwa Piagets „fünftem Stadium“ der „tertiären Zirkulärreaktionen“ und der „Entdeckung neuer Mittel durch aktives Ausprobieren“ (Piaget 1975, S. 267 ff); Haisch spricht vom „darstellungs- und modellgeleiteten Handeln“ (Haisch 1988, S. 46 ff), Affolter und Prekop von der „intentionalen Stufe“ (Prekop 1990, S. 60).

und freut sich über Lob und Anerkennung, selbst wenn er vielleicht bei ihrer Durchführung noch motorische oder Verständnisschwierigkeiten hat.

Ein Kind formt gegen Ende des ersten Lebensjahrs die ersten Worte und Gesten und lernt, damit seine Wünsche auszudrücken, Interessantes zu bezeichnen, oder Abläufe zu kommentieren. Es lernt auch zu gehen, so wie es die „Großen“ tun, und ist dadurch besser in der Lage, sich aktiv einzubringen. Es setzt gezielt bekannte Abläufe in Gang, um damit seine Absichten zu zeigen oder seine Ziele zu erreichen. Es beobachtet, wie sich die Erwachsenen und die anderen Kinder in seiner Umgebung verhalten, und versucht, sie nachzuahmen, um das, was ihm tauglich scheint, in sein Verhaltensrepertoire zu integrieren. Es lernt, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf das zu steuern, das im selbst gerade wichtig ist („joint attention – geteilte Aufmerksamkeit“). Es übt auch den exakt angepassten motorischen Umgang mit den Objekten seiner Umwelt, will mit den Händen die Objekte beherrschen („taktile Kontrolle“²²).

Ein Mensch, bei dem diese Lebensweise im Vordergrund steht, will sich mitteilen, eine Rolle spielen, beachtet werden²³ und erreichen, dass man seine Absichten einbezieht und berücksichtigt. Manchmal mag es ihm dabei von den kognitiven Fähigkeiten her schwer fallen, diesen Wunsch auch mit eigenen Inhalten zu füllen, und so ahmt er einfach nach, wie es die andern tun, oder spricht nach, was er von andern hört, äußert unkritisch übernommene Meinungen und Urteile. Trifft er dabei auf das Vorurteil, dass er – weil ja „kognitiv beeinträchtigt“ – ohnehin nichts Eigenes zu sagen hätte, und seine Meinung keine Rolle spiele, bleibt ihm eigentlich nur die Wahl zu resignieren oder aufzubegehren. Manche täuschen der Umwelt durch ihr angelerntes Verhalten eine Alltagskompetenz vor, die sie inhaltlich nicht ausfüllen können, und lösen damit unrealistische Erwartungen aus.

Andere Menschen mit Beeinträchtigungen sind sich zwar durchaus bewusst, welche Wünsche, Bedürfnisse oder Kommentare sie äußern möchten, doch konnten sie aus unterschiedlichsten Gründen keinen Zugang zur Verbalsprache finden. Sie sind dann auf die vielfältigen Möglichkeiten der Unterstützten Kommunikation angewiesen, mit denen sie die fehlende Verbalsprache kompensieren können²⁴.

Sich mitteilen und sich einfühlen:

„Ich beziehe mich auf meine Erfahrungen, teile mein inneres Erleben mit, fühle mich in andere ein.“

(In der nicht behinderten Entwicklung im Vordergrund: Ab ca. dem achtzehnten Monat.)

Wer jemanden weinen sieht, schaut in der Regel nicht neugierig zu, wie dem andern Wasser aus den Augen läuft, sondern lässt sich von dessen Gefühl anstecken und fühlt seine Trauer selbst sich: Er kann sich vorstellen, wie sich Traurig-Sein anfühlt. Beim Hören eines Witzes erkennt man das Unerwartete oder Unpassende an dieser Geschichte, was ihre Komik ausmacht und zum Lachen bringt. Der Bericht vom letzten Urlaub beschränkt sich nicht auf die Aufzählung der Mahlzeiten und Unternehmungen, sondern versucht, die dazu gehörigen Gefühle in der Vorstellung neu zu wecken, nachzuerleben und dem Zuhörer zu vermitteln. Das Verständnis eines Films setzt voraus, dass man in der Vorstellung die erzählte Geschichte aus all den Einzelbildern und -sequenzen neu konstruieren kann.

Kinder beginnen, wenn sie aus den sensomotorischen Lebensweisen heraus wachsen, mit „als ob“-Spielen: Der Klotz ist ein Krankenwagen, das Aststück ein verletzter Mensch, den man ins Krankenhaus fahren muss²⁵. Der Sand im Förmchen ist ein Kuchen, und wenn die Mama ihn nicht „isst“, ist das Kind beleidigt. Es lernt, sich in ein anderes Kind hinein zu versetzen, dem jemand wehgetan hat, und kann so nachvollziehen, dass man anderen keine Schmerzen zufügen sollte. Oder später, wenn das Kind die Puppe „füttert“, hört die Mutter im Kinderzimmer auf einmal sich selbst, weil das Kind in ihre Rolle geschlüpft ist. Das Kind ist damit nicht mehr an das unmittelbar, sensomotorisch zu Spürende, an das

²² siehe Prekop, Huwe 1982

²³ Wenn es dann z. B. heißt: „Er will ja nur Aufmerksamkeit erlangen.“, ist dies ein sicherer Hinweis auf dieses Thema.

²⁴ siehe Tetzchner, Martinsen 2000, Wilken 2002, Boenisch, Bünk 2003

²⁵ Entspricht in etwa Piagets „sechstem Stadium“ der „Erfindung neuer Mittel durch geistige Kombination“ (Piaget 1975, S. 333 ff); Haisch spricht vom „mitteilungs- und erfahrungsgeleiteten Handeln“ (Haisch 1988, S. 56 ff), Affolter und Prekop von der „Symbolstufe“ (Prekop 1990, S. 63).

Hier und Jetzt gebunden – ihm gelingt der Schritt in die Welt der Vorstellungen. Es kann die sensomotorischen Lebensweisen verlassen und die nächsten Themen der kognitiven Entwicklung bis hin zur Ausbildung einer abstrakten Intelligenz im Jugendalter angehen.

Menschen, die als kognitiv beeinträchtigt wahrgenommen werden, gelingt der Schritt aus den sensomotorischen Lebensweisen auf Dauer nicht oder nur ansatzweise. Sie haben dann Mühe, sich in andere einzufühlen, da sie sich deren Gefühle nicht vorstellen können. Sie bleiben weitgehend dem Hier und Jetzt verhaftet, dem, was man unmittelbar sensomotorisch wahrnehmen kann. Vergangenheit und Zukunft sind gar nicht oder nur sehr eingeschränkt verfügbar. Realisiert die Umgebung nicht diese Einschränkungen, vielleicht auch, weil die Person gut komplexere, jedoch übernommene Verhaltensweisen einsetzen kann, kommt es unweigerlich zu Überforderungssituationen. Appelle an Einsicht, moralische Argumente, komplexe Begründungen lösen eher Irritation aus, vielleicht auch ein diffuses Gefühl, nicht in Ordnung zu sein. Dies kann auch der Fall sein, wenn sich jemand vom Verhalten einer beeinträchtigten Person angegriffen fühlt und beleidigt oder aggressiv reagiert, obwohl diese sich das gar nicht absichtsvoll vorstellen kann.

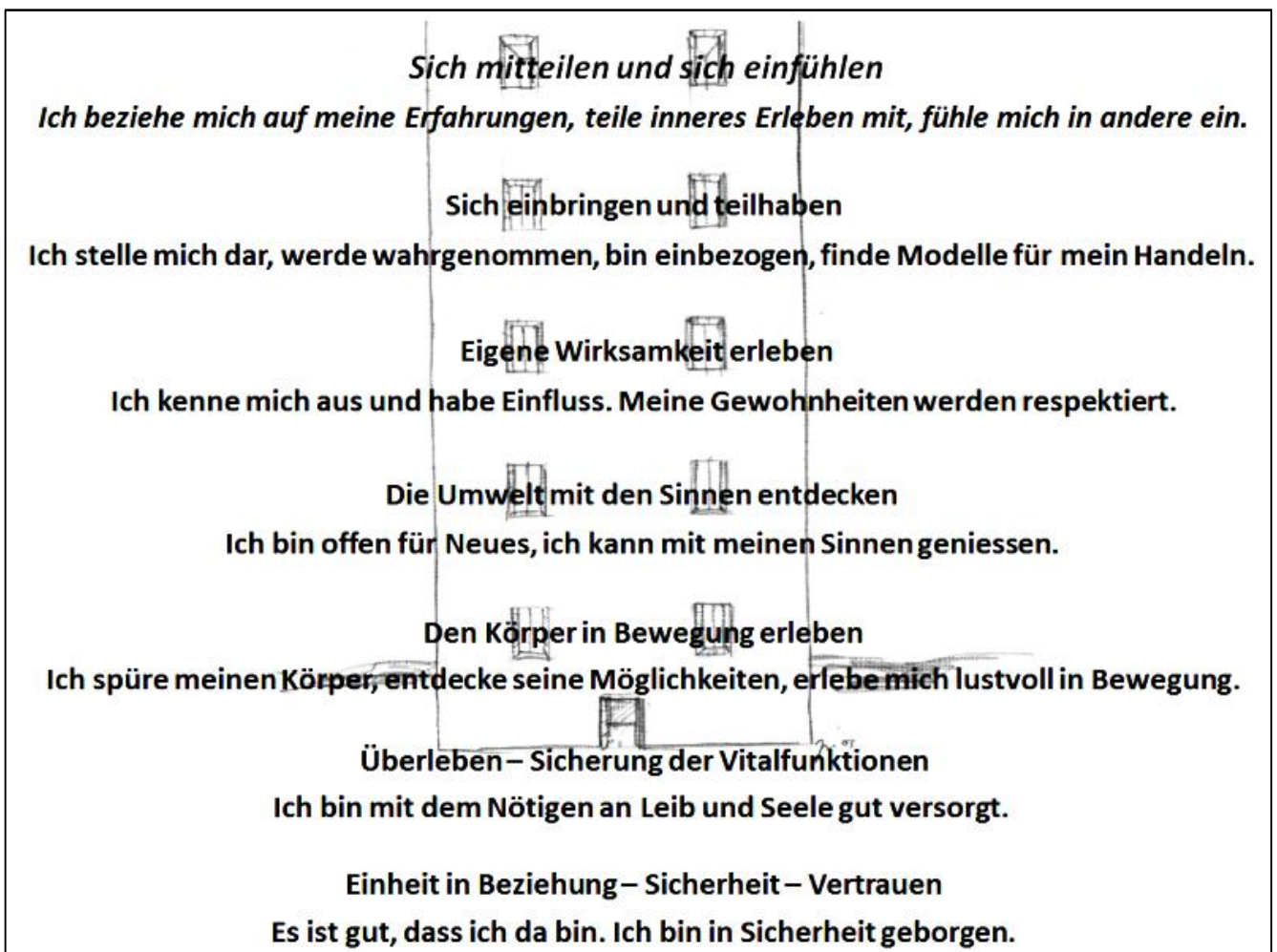


Abb. 2: Sensomotorische Lebensweisen (Übersicht)

Wie lassen sich Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung verstehen?

Wir könnten letztlich nie einen anderen Menschen völlig verstehen. Wir sammeln Beobachtungen, lassen sie auf uns wirken und interpretieren vor dem Hintergrund eigener Vorerfahrungen, in welchem Zusammenhang ein Verhalten verständlich werden könnte. Dann – wenn es kein Vorurteil bleiben soll – müssen wir entsprechend dieser Vermutungen handeln und in der Folge sehen, ob dies im Umgang mit diesem konkreten Menschen weiter hilft. Seine Reaktion auf unser Verhalten kann uns einen Hinweis geben, ob unsere Vermutungen zutreffen, oder ob wir daneben liegen.

In diesem pragmatischen Sinn kann das vorgestellte Konzept der sensomotorischen Lebensweisen einen Hintergrund bieten, vor dem sich im Verhalten von Menschen, die als kognitiv beeinträchtigt bezeichnet

werden, ein Sinn erkennen lässt. Allerdings finden wir bei vielen Menschen mit Beeinträchtigungen kein homogenes „Profil“ ihrer Lebensweisen. Weiter entwickelte Fähigkeiten stehen oft neben tief greifenden Schwächen (wie ja auch nicht so selten bei nicht behinderten Menschen). Da kann es zum Beispiel Hinweise auf große Defizite beim Thema „Sicherheit-Vertrauen“ geben, die aber nicht ausschließen, dass ein Sinn für Zusammenhänge und eigene Wirksamkeit vorhanden ist. Dieser wird dann vielleicht kompensierend genutzt, um durch zwanghaftes Bestehen auf Gleichförmigkeit das Bedürfnis nach Sicherheit zu realisieren. Oder sie wissen, wie sie sich aktiv einbringen können, und nutzen dies, um sich Aufmerksamkeit zu sichern und sich der Zuwendung zu vergewissern.

Im Umgang mit diesen Menschen ist es häufig sinnvoll, sich in erster Linie an den Themen zu orientieren, die – zum Beispiel erkennbar an ihrem Spontanverhalten – im subjektiven Erleben dieser Person vordergründig sind. Dabei sind dennoch, gerade wenn es darum geht, ihre Kompetenzen nachhaltig zu stärken, die tieferen, eventuell defizitären Themen im Auge zu behalten. Die Kunst besteht dann darin, Wege zur Motivation dieser Person zu finden, sich diesen Themen neu zu stellen und kooperativ an ihrer Veränderung mitzuarbeiten.

Ziel eines ganzheitlich ausgerichteten Umgangs muss dann sein, sich eben nicht nur auf defizitäre Einzelfunktionen zu konzentrieren, sondern dabei immer auch im Blick zu behalten, wie sich konkrete Aspekte der Person in das Gesamt seiner sensomotorischen Entwicklung einbetten, die ja nicht losgelöst von der Persönlichkeitsentwicklung zu sehen ist. Dabei kann es helfen sich klar zu machen, was man von einem nicht behinderten Menschen erwarten würde, der sich gerade mit diesem Lebensthema auseinandersetzt (z. B. ein kleines Kind). Manchmal nimmt man sich – aus welchen Gründen auch immer – ein Ziel in einem Bereich vor und übersieht, dass diese Inhalte eigentlich in Relation zum vorherrschenden Lebensthema der Person noch gar nicht „dran“ sind und von ihr vermutlich kaum in ihr Verhaltensrepertoire integriert werden können. Wird dies im Umgang ignoriert, erlebt sich der andere als unverstanden und wird darauf – evtl. mit störendem Verhalten – reagieren.

Brüche im sensomotorischen Fundament und ihre Folgen

Kommt es in grundlegenden Lebensweisen zu Störungen bzw. sind sie aufgrund veränderter Lebensumstände wieder neu in Frage gestellt, kann dies die Entwicklung oder Nutzung der aufbauenden Lebensweisen ganz oder teilweise verhindern und zu immer breiteren Ausfällen führen, bis eventuell die Lebensgestaltung weitgehend auf die sensomotorischen Themen oder gar die grundlegendsten von ihnen beschränkt bleibt. Es kann dabei durchaus zum Aufbau vereinzelter Spitzenleistungen kommen, doch ohne tragendes Fundament bleiben diese meist schmalspurig, und es ist kaum möglich, sie auf neue Situationen zu übertragen oder realitätsbezogen anzuwenden. Wenn sich Förderbemühungen dann nur auf diese schmalen, weiterführenden Leistungsfelder konzentrieren (nach dem hier nicht hilfreichen Motto, an den Stärken anzusetzen), werden eventuell lediglich isolierte Leistungen antrainiert, die meist instabil und kaum übertragbar sind.

Sind grundlegende Themen nur unzuverlässig gefestigt und tauchen in aufbauenden Lebensweisen zusätzliche Störungen auf, kann das gesamte „Gebäude“ der sensomotorischen Kompetenzen wieder zusammenbrechen. Das kann zum Beispiel ein Umgebungswechsel sein oder der Verlust vertrauter Personen oder Strukturen, auch körperliche Beeinträchtigungen oder Krankheiten. Es ist davon auszugehen, dass das soziale und emotionale Verhalten einer Person (zum Beispiel auch Aspekte wie Frustrationstoleranz, Sozialverhalten, Umgang mit Neuem) tendenziell der Lebensweise verhaftet bleibt, die für die Person aktuell im Vordergrund steht.

Herausforderndes Verhalten lässt sich oft einzelnen dieser Lebensweisen zuordnen und kann so wertvolle Hinweise geben, welche Themen für diese Person aktuell relevant sind. Ihr Auftreten erscheint dann durchaus sinnvoll als Möglichkeit der Person, trotz der eingeschränkten inneren oder äußeren Möglichkeiten aktiv zu werden, damit vielleicht die eigenen Emotionen auszuleben, dem Organismus und Nervensystem die nötige Reizzufuhr sicher zu stellen, die Angst vor Neuem zu beherrschen, eigenkontrollierte Strukturen zu schaffen oder soziale Situationen zu kontrollieren.

Literatur

- Affolter, f.: *Wahrnehmung, Wirklichkeit und Sprache*. Villingen-Schwenningen (Neckar-Verlag) ³1992
- Bauer, J.: *Das Gedächtnis des Körpers – Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern*. Frankfurt (Eichborn) 2002
- Bauer, J.: *Warum ich fühle, was du fühlst – Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone*. Hamburg (Hoffmann und Campe) 2005
- Bigger, A.: *Förderdiagnostik Schwer- und Schwerstbehinderter – Diagnostik und Förderung unter dem Aspekt der Kognition*. Luzern (Zentralstelle für Heilpädagogik) ²1993
- Boenisch, J., Bünk, Ch. (Hg.): *Methoden der Unterstützten Kommunikation*. Karlsruhe (von Loeper) 2003
- Case, R.: *Die geistige Entwicklung des Menschen – Von der Geburt bis zum Erwachsenenalter*. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter/Edition Schindele) 1999
- Flanagan, G. L.: *Die ersten neun Monate des Lebens*. Reinbek (Rowohlt) 1963
- Fröhlich, A.: *Der somatische Dialog*. In: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* 15. Jg. (4/1982) S. 15-20
- Gross, W.: *Was erlebt ein Kind im Mutterleib? Ergebnisse und Folgerungen der pränatalen Psychologie*. Freiburg (Herder) 1982
- Haisch, W.: *Kognition, dargestellt an der Entwicklung der sensomotorischen Intelligenz*. In: Schermer, F.J. (Hg.): *Einführung in Grundlagen der Psychologie*. Würzburg (Arusin) 1988
- Hüther, G.: *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2001
- Mahler, M., Pine, F., Bergmann, A.: *Die psychische Geburt des Menschen – Symbiose und Individuation*. Frankfurt a.M. (Fischer) 1994 (Original 1975)
- Mall, W.: *Der Zündfunke für Entwicklung – Was „zündet“ menschliches Lernen?* in: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft*, 27. Jg. 1/2004, S. 26-33 (leicht überarbeitet im Internet unter <http://www.winfried-mall.de/pdf/zuendfunke.pdf>).
- Mall, W.: *Kommunikation ohne Voraussetzungen mit Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen*. Heidelberg (Universitätsverlag Winter/Edition S) ⁶2008.
- Mall, W.: *Sensomotorische Lebensweisen – Wie erleben Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung sich und ihre Umwelt?* Heidelberg (Programm „Edition S“ im Universitätsverlag Winter) ³2014
- Niedecken, Dietmut: *Namenlos – Geistig Behinderte verstehen*. Weinheim, Basel, Berlin (Beltz) ⁴2003
- Piaget, J.: *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Stuttgart (Klett) 1975 (Original: Neuchâtel 1959)
- Pörtner, Marlis: *Ernstnehmen, Zutrauen, Verstehen. Personzentrierte Haltung im Umgang mit geistig behinderten und pflegebedürftigen Menschen*. Stuttgart (Klett-Cotta) ⁹2014
- Prekop, J., Huwe, H., u.a.: *Wahrnehmungsübungen im Bereich des Tastsinns und des Bewegungssinns*. Verband ev. Einrichtungen für geistig u. seelisch Behinderte e.V., Stuttgart ²1982
- Prekop, J.: *Förderung der Wahrnehmung bei entwicklungsgestörten Kindern*. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hg.): *Hilfen für geistig Behinderte – Handreichungen für die Praxis I*. Marburg ³1990
- Senckel, Barbara: *Mit geistig Behinderten leben und arbeiten. Eine entwicklungspsychologische Einführung*. München (Beck) ⁹2010
- Spitzer, M.: *Geist im Netz – Modelle für Lernen, Denken und Handeln*. Heidelberg, Berlin (Spektrum Akademischer Verlag) 2000
- Stern, D.: *Mutter und Kind – Die erste Beziehung*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1979
- Tetzchner, S., Martinsen, H.: *Einführung in Unterstützte Kommunikation*. Heidelberg (Edition »S« im Universitätsverlag Winter) 2000
- Vester, F.: *Denken, Lernen, Vergessen*. München (dtv) ²³1996
- Wilken, E. (Hg.): *Unterstützte Kommunikation – Eine Einführung in Theorie und Praxis*. Stuttgart, Berlin, Köln (Kohlhammer) 2002

weitere Literatur zum Thema „Umgang mit herausforderndem Verhalten“

- Elbing, Ulrich: *Nichts passiert aus heiterem Himmel ... es sei denn, man kennt das Wetter nicht. Transaktionsanalyse und herausforderndes Verhalten*. Dortmund (verlag modernes lernen) ⁴2014
- Heijkoop, Jaques: *Herausforderndes Verhalten von Menschen mit geistiger Behinderung. Neue Wege der Begleitung und Förderung*. Weinheim und Basel (Beltz) ⁶2014
- Heinrich, Johannes (Hg.): *Akute Krise Aggression – Aspekte sicheren Handelns bei Menschen mit geistiger Behinderung*. Marburg (Lebenshilfe-Verlag) ³2012

Schlüsselfragen zur Beobachtung

Die Fragen wollen den Blick auf die relevanten Aspekte des jeweiligen Themas fokussieren. Sie beanspruchen jedoch keine umfassende Vollständigkeit²⁶.

Die Fragen können relativ spontan beantwortet werden, entsprechend dem eigenen Verständnis. Wertvoll ist die Beschreibung konkreter Beobachtungen zu den einzelnen Punkten.

Sicherheit – Vertrauen

- Ø Wie war der Start ins Leben?
- Ø Wann wurde Behinderung festgestellt? Was kam dann?
- Ø Wie ist die emotionale Grundstimmung?
- Ø Wie groß ist die Bereitschaft zu vertrauen?
- Ø Besteht eine grundlegende, hohe Angstbereitschaft?
- Ø Sind die primären Beziehungen von Ambivalenz geprägt?
- Ø Sich in Zustände „wie in Trance“ versetzen?
- Ø Muss sich die Person ständig „beweisen“, um Anerkennung kämpfen?

Überleben – Vitalfunktionen

- Ø Wechselseitigkeit – sich Einlassen auf Fremdes?
- Ø Bindungsverhalten (gut/ambivalent/gar nicht gebunden)?
- Ø Sicherung der körperlichen Grundbedürfnisse?
- Ø Essen/Trinken (zu wenig/zu viel/gestört)?
- Ø Schlafverhalten (zu wenig/zu viel/gestört)?
- Ø Erregungskontrolle – auf „Beruhigung“ angewiesen sein?
- Ø Annehmen von Trost?
- Ø Extrem sensibel für / abhängig von Stimmungen?
- Ø Reaktion auf Stress?

Sich im Körper / in Bewegung erleben

- Ø Lust an Bewegung (aktiv/passiv) / am Berührt-Werden?
- Ø Interesse an der Vermittlung anregender Bewegungserfahrungen?
- Ø Liegt Körperbehinderung, liegen Sinnesbehinderungen vor?
- Ø Wie werden die einzelnen Sinnesbereiche genutzt – sinnvolle/angemessene Reaktionen / Stellenwert der einzelnen Sinnesbereiche?
- Ø Aufmerken – Fixieren – Verfolgen von Reizquellen?
- Ø Selbststimulation bzgl. Körper-/Bewegungserfahrung – bzgl. einzelner Sinnesbereiche?

Die Umwelt mit den Sinnen entdecken

- Ø Neugier für neue Dinge/Sinneseffekte: „Was kann ich mit Dingen/Situationen erleben?“
- Ø Vorlieben/Abneigungen bezüglich bestimmter Sinneseffekte („Geschmacksvorlieben“)?
- Ø Interesse für neue, interessante Effekte?
- Ø „Stereotypes“ Spiel, das sich um die Erzeugung von Effekten dreht?
- Ø Kommt es schnell zur Reizüberflutung?
- Ø Wie gut gelingt Figur-Hintergrund-Wahrnehmung?

Eigene Wirksamkeit erleben

- Ø Wie groß ist das Interesse an Abläufen?
- Ø Neugier bzgl. Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen?
- Ø Wie wichtig ist das Erleben der eigenen Wirksamkeit?
- Ø Bestehen auf Gewohnheiten – bis zu zwanghaftem Bestehen auf Gleichförmigkeit?
- Ø Selbständiges In-Gang-Setzen vertrauter Handlungsabläufe?
- Ø Übertragung vertrauter Abläufe auf neue Situationen?
- Ø Umgang mit räumlichen Zusammenhängen?
- Ø Umgang mit zeitlichen Zusammenhängen?
- Ø Erkennen, „was fehlt“?
- Ø Erwartung: Der Partner spielt „mein Spiel“ mit?
- Ø Bedürfnis, sich als Initiator von Abläufen zu erleben?
- Ø Werden reale Gefahren erkannt? Wie damit umgegangen?
- Ø „Nützt“ Belohnung bzw. Bestrafung etwas?
- Ø Interesse an Verweigerung „aus Prinzip“ („Trotz“)?
- Ø „Stereotypes“ Spiel, das sich um Abläufe dreht?

Sich einbringen und teilhaben

- Ø Bedürfnis, sich darzustellen (verbal oder nonverbal: Was ich tue, was ich will, was ich erlebe, wie ich mich fühle)
- Ø Interesse einbezogen zu werden, mitzumachen?
- Ø Bedürfnis, als aktiv Beteiligter wahrgenommen zu werden?
- Ø Interesse an „Handlungsmodellen“ – Nachahmung von Handlungsabläufen anderer?
- Ø Gelingt die Neukombination bekannter Handlungselemente in neuen Situationen?
- Ø Besteht Interesse und die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit anderer auf sich oder auf ein gemeinsames Objekt zu lenken?
- Ø „Stereotypes“ Spiel, das sich an Modellen anderer orientiert (z. B. Konversation, Rollenspiel)?

Sich mitteilen und sich einfühlen

- Ø Gelingt Problemlösung durch „geistiges Kombinieren“ ohne direktes Handeln?
- Ø Verständnis für Geschichten (z. B. Bilderbuch, Film)?
- Ø Verständnis für Gefühle, auch die anderer Personen („sich einfühlen“)?
- Ø Interesse daran, sich verständlich zu machen?
- Ø Kommt es zum Nachspielen von Situationen und Szenen (inkl. Gefühlsbeteiligung)?
- Ø Sprechen über Vergangenes und Zukünftiges – Planen (mit emotionaler Beteiligung)?
- Ø Kommt es zu Sinn-entnehmendem Lesen?

²⁶ Detailliertere Beobachtungsfragen in Mall 2014, S. 108 ff

Leitfragen zum Verständnis

- Ø Welche Bedeutung hat jedes der Themen aktuell im Leben der Person?
- Ø Lässt sich ein aktuelles „**Leitthema**“ dieser Person benennen –
welche Lebensweise steht aktuell im **Spontanverhalten** der Person im Vordergrund?
- Ø Benennt dieses Thema eher eine „**Stärke**“ oder eher ein „**Defizit**“?
- Ø Welches ist die „**oberste**“ Lebensweise, der sich Verhalten zuordnen lässt?
- Ø Welches ist die „**tiefste**“ Lebensweise, der sich Verhalten zuordnen lässt?
- Ø Mit welchen Lebensweisen lässt sich **problematisches Verhalten** evtl. in Verbindung bringen?